

Jazz, der seinen Namen verdient

Amerikanische Stars wie Chris Potter und Robin McKelle lockern das Publikum am Festival in St. Moritz auf

FLORIAN BISSIG, ST. MORITZ

Mit Jazz der reinen Lehre kann sich heute ein grösseres Musikfestival kaum mehr behaupten. So sind die Aficionados zuweilen schon zufrieden, wenn bei sogenannten Jazzfestivals ihre Musik nicht ganz verdrängt wird. Das Festival da Jazz von St. Moritz jedoch ist seinem Namen gerade mehr als gerecht geworden: mit dem Auftritt des amerikanischen Saxofonisten Chris Potter und seinem kompromisslosen Quartett.

Lange war Potter ein Geheimtipp, der sich als hochgeschätzter Sideman anderer Stars hervortat. Mit dem Album «Eagle's Point», das er diesen Frühling eingespielt hat, profiliert er sich nun mehr denn je selbst als Leitfigur. Mit dem Pianisten Brad Mehldau, dem Bassisten John Patitucci und Jonathan Blake am Schlagzeug ist seine Rhythmusgruppe erstklassig besetzt. Im «Dracula Club», dem rustikalen kleinen Grusel-Chalet am St. Moritzer Dorfrand, ist für den Mittwochabend denn auch nicht das Chris Potter Quartet angekündigt, sondern alle vier Musiker stehen gleichberechtigt auf dem Plakat.

Der Solist und sein Spielmacher

Und doch setzt sich das Konzert-Repertoire aus Potters Kompositionen zusammen, er intoniert die Themen und übernimmt meist das erste Solo. Sein Saxofonspiel ist eine Wucht. Er hat einen druckvollen Ton, der getragen und schneidend sein kann, den er zuweilen aber in einen warmen, luftigen Tonfall fließen lässt. Die Höhen des Falsettregisters erklimmt er nach Belieben. Er bespielt vier Oktaven bruchlos und offenbar mühelos.

Wie sein Namensvetter Harry bleibt Chris Potter bescheiden und missbraucht seine magischen Fähigkeiten nicht. Den Mitspielern offeriert er in seinen Kompositionen reichlich Raum für ihre persönlichen Beiträge. Lange Abfolgen von Soli können für das Publikum ermüdend sein. Doch das Konzept funktioniert hier, weil die Improvisationen so eigenständig und aussagekräftig sind.

Brad Mehldau, der sonst unter eigenem Namen grosse Säle füllt, hält sich hier als Solist zurück. Er legt es nicht auf Virtuosität an, sondern nimmt am Piano eine fast demonstrativ subsidiäre Position ein. Seine Soli konzipiert er kontrastierend, indem er Potters Bebop-Linien kurze Motive entgegenstellt, die er durchexerziert und weiterspinnet.

Darüber hinaus zieht Mehldau seine Mitmusiker öfter in Dialoge hinein. Ihre markanten Phrasen versieht



Robin McKelle ist als Solistin und Lehrerin nach St. Moritz gekommen.

er mit einem Echo oder einer Antwort. So schafft er eine Mehrstimmigkeit, die nicht selten eine Fortsetzung zwischen seinen eigenen beiden Händen findet. Er ist es auch, der massgeblich dafür sorgt, dass Potters Kompositionen – nicht eben Ohrwürmer – im Zusammenspiel organisch und lebendig daherkommen.

So dürfte Mehldau in diesem Quartett mit einigem Recht die Position des Spielers in Anspruch nehmen. Er initiiert Rhythmuswechsel, erhöht das Tempo oder nimmt Druck aus einer Spielphase. Wenn Mehldau am Ball ist, strahlt Potter versonnen, und Patitucci nickt so heftig, dass ihm die Brille zur Nasenspitze rutscht.

Auch das Publikum im «Dracula Club» lässt sich von dieser Performance begeistern, ohne jede Animation. Etwas anders geht es tags darauf auf dem Strassenfest von Pontresina zu und her. Hier, beim Gratis-Open-Air-Konzert von Nicole Johänntgen, wird Applaudieren, Johlen und Mitklatschen zur Pflicht. «Es ist eure Energie, die wir in Musik transformieren», ruft die Zürcher Saxofonistin dem Publikum zu. Wer Stimmung will, so versteht

man, der soll sie bitte selber schaffen. Zum Glück ist es ein sonniger Tag. Die Leute machen mit und lassen sich von den fröhlichen Riffs und karibischen Rhythmen verführen, die Johänntgens Band zu bieten hat.

Beherrzte Jam-Session

Wie geht eigentlich Jazz, und wie gewinnt man ein Publikum für ihn? Diese Fragen werden später wieder im «Dracula Club» verhandelt. Auf der Bühne stehen vier international renommierte Musiker, welche in St. Moritz zuvor noch ein Jazz-Nachwuchs-Projekt als Mentoren begleitet haben. Die Sängerin Robin McKelle, der Pianist Aaron Goldberg, der Bassist Reuben Rogers und der Schlagzeuger Gregory Hutchinson.

Die vier New Yorker kennen sich, aber sie bilden sonst keine feste Band. So braucht es einen Moment, bis sie sich auf ein improvisiertes Intro oder einen exakten Groove geeinigt haben. Ein versierter Musiker wie Hutchinson hat es jedoch nicht nötig, dies zu verhehlen. Mit aufgerissenen Augen und plakativen Gesten lässt er nicht nur

seine Mitspieler, sondern den ganzen «Dracula Club» an den kleinen Unsicherheiten und spontanen Entscheidungen teilhaben, die beim Ad-hoc-Musizieren auch auf höchstem Niveau zu klären sind.

Diese Offenheit, dieses Arrangieren aus dem Moment heraus, muss kein Grund zur zögerlichen Zurückhaltung sein. Im Gegenteil. Sie ist wohl wesentlich für den Elan und die Frische verantwortlich, mit der das Quartett musiziert. Hutchinsons zupackende Spielfreude und sein enormes dynamisches Spektrum animierten das Ensemble zu einem alerten Zusammenspiel voller Überraschungen. Und auch das Publikum ist mitgerissen.

Dass die Mentoren gegen Ende ihres Konzerts auch ihre St. Moritzer Schülerinnen und Schüler auf die Bühne beordern, muss für diese in Anbetracht des stupenden Niveaus eine echte Herausforderung sein. Doch die Lektion ist simpel: Spielt einfach! Und so endet der Abend im «Dracula Club» zum Erstaunen der eleganten Gäste mit einer ebenso lockeren wie beherrzten Jam-Session: mit Jazz, der seinen Namen verdient.

Republikaner tragen jetzt Pflaster

Das Attentat auf Trump hat ein neues Accessoire hervorgebracht

SILKE WICHERT

War es die KI? Das muss man sich heute fragen, wenn einem Bilder begegnen, die zu absurd sind, um wahr zu sein. Beim Parteitag der Republikaner in Milwaukee sass eine ganze Reihe Teilnehmer mit Pflaster am rechten Ohr, so wie es Donald Trump seit dem Attentat trägt. Rechteckige Mullbinden, an den Seiten mit medizinischem Klebeband fixiert. Teilweise waren sie so gross oder standen so ab, dass es aussah, als hätte jemand bei Photoshop Copy-and-Paste gemacht.

Trump-Anhänger legten sich Bandagen an, um Mitgefühl auszudrücken und «ihn zu ehren», wie ein Delegierter auf Fox News erklärte. Sie habe es «aus Solidarität» getan, sagte eine Frau aus Arizona – für «Präsident Trump». Er solle wissen, dass sie an seiner Seite stünden nach dieser «Tragödie, die niemals hätte passieren dürfen».

Einer hatte sogar die Parole «Fight, fight, fight» mit Kugelschreiber auf den Verband geschrieben, Trumps Worte, die direkt nach dem Anschlag unmissverständlich von seinen Lippen abzulesen waren. Bald würden den neuen Fashion-Trend alle tragen, zitierte das «Time Magazine» einen Mann. Findige Apotheker legen wahrscheinlich bereits haufenweise Vorräte an Mullbinden an. Selbst bei Unversehrten müssen die schneeweissen Bandagen ja gewechselt werden.

Scholz fand keine Nachahmer

Solidaritätsbekundungen, auch in Form von Äusserlichkeiten, sind nichts Neues. Nach dem Anschlag auf die Satirezeitschrift «Charlie Hebdo» 2015 erklärten Menschen in den sozialen Netzwerken und auf der Strasse: «Je suis Charlie.» Aus Protest gegen das Mullah-Regime in Iran schnitten sich Frauen weltweit die Haare ab. Jüngst trugen Prominente wie Nichtprominente Palästinaerschals oder Kleider in den Farben der palästinensischen Fahne.

Als der deutsche Bundeskanzler Olaf Scholz vergangenes Jahr nach einem Sturz beim Joggen eine Zeitlang mit Augenklappe herumlaufen musste, sah man allerdings keine SPD-Wähler mit dem Accessoire. Derart plakative Bandagen erinnern eher an klassische Fanartikel. Swifities tragen Freundschaftsbänder. Madonna-Konzertgänger Cowboyhut, Republikaner «Maga»-Kappen und nun eben Pflaster. Subtext: Wir sind Trump – und deshalb jetzt ganz Ohr.

Der Präsidentschaftskandidat selbst hat mit der Bewegung wohl nichts zu tun. Bislang werden auch noch keine Pflaster in Parteifarbe verkauft. Dafür haben andere erkannt, dass man dieses Momentum – Glück im Unglück – nutzen kann. So sagte die Unternehmerin Andrea Neuer gegenüber CNN, sie habe mit Migräne darniederlegen, als sie vom Anschlag gehört habe. Dann schaltete sie im Schlafzimmer den Fernseher ein und rief, obwohl von Emotionen überwältigt, geistesgegenwärtig ihren Mann an: «Das muss ein T-Shirt werden!»

Eine lukrative Gelegenheit

Die T-Shirts bietet Familie Neuer nun an ihrem Stand beim Parteitag in Milwaukee zum Verkauf an. Schwarze T-Shirts mit dem ikonischen Foto von Trump mit gereckter Faust und dem Wort «Fearless» darüber. Auch anderswo wurden T-Shirts, Hüte, Anstecker und gerahmte Bilder mit dem Motiv verkauft. Natürlich versuchten sie nicht, aus einem so schrecklichen Ereignis Kapital zu schlagen, sagt Andrea Neuer, aber die Gelegenheit sei schlicht zu lukrativ, um sie nicht zu nutzen.

Auch auf Online-Marktplätzen wie Amazon wurden bereits kurz nach dem Attentat Artikel mit Trumps blutverschmiertem Gesicht angeboten, dazu die Parolen «Fight» oder «Never surrender», nie aufgeben. Angeblich verkauft sich das alles hervorragend. Mehr denn je gilt wohl: Wenn es nicht auf irgendeinem T-Shirt steht, ist es nicht passiert.

Sprache als Performance

Der Südtiroler Dichter Oswald Egger erhält mit dem Büchnerpreis die wichtigste deutschsprachige Literaturauszeichnung

PAUL JANDL

Das kann man der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung unbedingt zugehalten: Sie zeichnet keine Werke aus, die sich schnell weglesen, sondern Literatur, an die man sich mitunter erst heranlesen muss. Wenn der 1963 in Südtirol geborene Oswald Egger jetzt die ultimative Auszeichnung des deutschen Geisteslebens bekommt, den Büchnerpreis, dann ist das so ein Fall.

Seit dem 1993 erschienenen grossen Gedicht «Die Erde der Rede» ist eine fein verästelte und anrührend schöne Kosmologie entstanden, in der Sprache, Philosophie und Physik verschränkt sind. Gemeinsam nehmen sie ein Spiel auf, das die Welt erst auseinandernimmt, um sie dann wieder neu zusammenzusetzen.

Die Wirklichkeit verändert sich bei Oswald Egger kaleidoskophaft, bis man nicht mehr weiss, ob man, wie beim Buch «Val di Non», im echten Südtiroler Nonstal steht oder in einem Gebirge aus reiner Sprache. Ob man bei «Ent-

weder ich habe die Fahrt am Mississippi nur geträumt, oder ich träume jetzt» tatsächlich an einem von Flugfischen und Krokodilen wimmelnden Mississippi gelandet ist oder nur im Kopf des Autors.

Die Macht des Träumers

Das Sehen der Wirklichkeit, also das Schauen mit den Augen, ist in Eggers Werk nicht die Königsform der Wahrnehmung. Sie ist nur eine von vielen. Der Träumer schaut in diesen Texten mit gleicher Macht in die Wirklichkeit wie der wachsame Schiffskapitän auf den Fluss. Und es stimmt ja: Wer von seinen Sinneswahrnehmungen getäuscht wird, der sieht nicht weniger als der Ungetäuschte. Starker Stoff für Kritiker, die von Literatur vor allem eines erwarten: dass sie deckungsgleich ist mit Erfahrungen, die sie schon kennen.

Zu Oswald Egger hat die deutsche Kritik über viele Jahre ein idiosynkratisches Verhältnis aufgebaut. Das angeblich Komplexe wurde einem Autor zum Vorwurf gemacht, dessen Werk im

Grunde nichts anderes will, als dass man sich mit allen Sinnen hineinstürzt. 2010 erschien Oswald Eggers Opus magnum, das 740-Seiten-Buch «Die ganze Zeit».

Der Suhrkamp-Verlag hat daraus ein Gesamtkunstwerk gemacht. Mit Zeichnungen des Autors und in einer Typografie, die das Wesen der Zeit noch einmal aufnimmt. Als unendliches, sich immer wieder verschleifendes und aus lauter luziden Augenblicken bestehendes Textgebilde. Der Philosoph Leibniz hat für solche Vorgänge den Begriff der «Fulguration» verwendet. «Fulgur» ist auf Lateinisch der Blitz, und die Schöpfung sieht Leibniz in einem stroboskopartigen Licht: als fortdauerndes Aufblitzen von Augenblicken. Genau so schreibt Oswald Egger. Er schreibt mit Leibniz im Gepäck und mit Traditionen bis herauf zu den poetischen Selbstentgrenzungen der experimentellen Literatur.

Egger ist ein grosser Performancekünstler und Zeichner, ausserdem ein Spezialist der Mathematik und der Physik. Das wunderbar gestaltete Buch «Triumph der Farben» ist eine Farben-

lehre in der Nachfolge Goethes. In «Diskrete Stetigkeit» geht es um Mathematik und auch um den Blick des Subjekts auf die Welt. Darin steht der aphoristisch schillernde Satz: «Wenn es so war, wie ich annahm, dass es sei, konnte nichts so sein, wie es ist.»

Bücher zum Entschlüsseln

Die Wirklichkeit des Literaturbetriebs hat den Dichter jetzt, jetzt und aus ihr kommt auch die Begründungsprosa der Darmstädter Büchnerpreisjury. Er arbeite «an einem Werkkontinuum, das Sprache als Bewegung, als Klang, als Textur, als Bild, als Performance begreift», heisst es. Seine Bücher «laden zum assoziierenden Entschlüsseln ein und unterminieren spielerisch Erklärungssysteme». Mit Oswald Egger tritt man in Naturen ein, die den gemeinhin bekannten auf eine fatale Art ähnlich zu sein scheinen, aber konzise von ihnen abweichen. Aus Wörtern werden Dinge, und aus diesen Dingen wird eine ganze Welt.